

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 31. Mai 1917

## Das Fläschchen.

Skizze von Hedwig Ammer.

Auf einem Felsrücken über dem Fläschchen steht eine Burg. Klein ist sie und hoch, einem Wachturme ähnlich mit ihren fensternen Mauern. Aus Gestein ragt sie empor, und aus schwarzen Fensterlöchern schaut sie bösbärtig hin über das Tal. Ihre Stimme ist Waffengegetös, Hundegeläuf, Gröhlen und Fluchen. Denn niemand darf in ihr als ein halb Dutzend Kriegsmänner, die zur Wache über das Tal eingeseßt sind.

Doch heute, wie ist heute die Fintere verhöht? Heute, am kalten Wintertag, ist ein Föhnwind aufgesteigt auf der Fintere; farbenfroh spielt's im Winde. Weiße Tücher verhängen die Fintere von innen, und aus dem einzigen Fenster, dem säulengezierten im oberen Stockwerk weht gar Seide, purpurne Seide. Hochhängen nicht Frauenstimmen? Und sich, sollen nicht fremde Hände auf dem Felsenlag, schlanke, hohe, weißblauige?

Nun klettern wohl die Telleute über den Felsenrücken hinauf, das neue Leben zu begrüßen? — Wahr! Sie haben höchstens aus den schwarzbraunen Mitten drüben, jenseits des Fläschchen.

Der Herr ist da! Der Herr ist gekommen, hilf! heilige Mutter, du Fürsprecherin der Glenden! — Du flüster's in den rauchschwarzen Stuben. Die kleinen Kinder, die sonst um diese Stunde, in der Wiege eingeschläfert, schlafen, werden jammernd das Köpfchen hin und her. Und die Mütter sitzen müßig, Tränen auf den nachbleibenden Wangen.

Der Herr ist da — noch einmal ist er im Winter gekommen, mitten im kalten, schneereichen Winter. O Gott und Vater! Welch neue Qual soll das bedeuten? Schützt nun auch der Schnee nicht mehr, bewahrt uns nicht mehr vor Kälte vor ihm?

In allen Stuben liegen Peter auf den Knien. — Diesmal fürchten sie umsonst. Der Herr denkt nicht an Frau und nicht an Steuer. Er liegt darüber.

Ins größte Gemach haben sie ihn gebettet. Die Mauer haben sie mit golddurchwirkten Teppichen verhängt; mit weichem Teppich haben sie den Boden bedeckt. Das breite schmale Bett haben sie mitten ins Gemach gerückt. Weit sind die dunkelvioioletten Seidengehänge zurückgeschlagen. — Da ruht der Herr, auf lauter silberhaarigen Kissen. Eine schwarzglänzende Veldecke wärmt seine Knie, und ein köstlich violettes Seidengewand umhüllt ihn. Doch juchend ist der Herr trotzdem anzusehen — der Kopf blaut aufgeschwollen, die Augen blutunterlaufen, der Mund nach Luft schnappend, der Körper sich wärmend.

Neben dem Bett, auf geschmückter Truhe, liegt ein weißes Spitzentuch ausgebreitet. Von Gold und Silber blinkt es darauf; da glänzen zwei goldene Schalen, mit Wasser gefüllt; da schimmert ein goldener Krug; da glitzern rote Edelsteine, in die Hände eines bleichen Herrgotts gebettet, der ebenbeigekleidet an einem silbernen Kreuze hängt. In einer durchsichtigen Nachtertsale glänzt Del.

Der Herr merkt nichts davon. Nora wittert in ihm. Eben hat er den Priester hinausgeschickt, der ihn auf den Tod hat vorbereiten wollen. In schwindeliger Eile öffnet und schließt er die Hände. — Dieser Priester hat es gewagt, hat es wirklich gewagt, mich auf den Tod rufen zu wollen — dieses armenliche, halbverhungerte Priesterlein, der Sohn eines elenden Leibeigenen, mich, den Herrn! Den starken, den hohen, den mächtigen Herrn von Lura. — Weiß dieses erbärmliche Knechtchen nicht, daß ich Herr bin von viel hundert Menschen? Daß ich die verkaufen kann oder verjagen, daß ich sie peinigen kann oder martern, o martner! Nach meinem Wohlgefallen. Und mein sind die schönsten Knie im Land, mein die feinsten Burgen. Vornehme Ritter müssen mir dienen. Und ist kein Feind, dem ich nicht doppelt vergolten, was er mir getan, und keine Söldner, die ich nicht siegreich befehle — und der Sohn eines Leibeigenen hat es gewagt, der bleiche Schwächling hat es gewagt —

Der Herr preßt die Hände ineinander. Wenn ich ihn da innen hätte! Warte, Priester! Morgen morgen! — warte — murmelt er wieder und wieder.

„Nur der Atem — Luft! Luft!“ Er leucht, hoch auf sich bäumend. Weit schleudert er die Dede von sich. Er schlägt die Fäden in die Vorhänge des Bettes und reißt sie krachend nieder. Er schmettert mit der Rechten auf die Goldgefäße, daß die Schalen klirrend aufspringen, daß die Kerze niederschlagend erlischt und das Kreuz zusammenstürzt.

Diener stürzen herein und Mägdlein. Sie rennen hin und her, aneinanderstoßend, und tragen Kessel herein voll Schnee, voll von lockem, frischem Schnee. Sie heben den Herrn, sie tragen ihn, öffnen ihm das Gewand über der Brust, kühlen seine Stirn, seine Hände, mühen sich ab in schweigender Hast, Schreien in den Mienen.

Einer allein ist müßig; doch keiner bemerkt es. Keiner hat gesehen, daß sich der Vorhang, der vor dem Fenster niederhängt, ein klein wenig öffnete, daß ein weißes Gesicht aus der Seite tauchte, ein fremdartig, schneeweiß Gesicht. Es ist von Grauen erfüllt, die junge Frau unter den schwarzen Locken gerinnelt, die Brauen zusammengezogen, weit aufgerissen die übergroßen, südlichen Augen.

Der Herr erholt sich wieder. Er liegt matt, aber seine Augen sind rundum, rundum, forschend in den Gesichtern der Diener. Die Diener schauen auf die Mägdlein, die Mägdlein heben die Brauen und schütteln den Kopf. Niemand hat den jungen Anno gesehen, das Fläschchen des Herrn, niemand hat das weiße Gesicht aufgefunden, denn schon ist es wieder verschwunden.

Auf dem Tische in der Küche des Heisters lauert Anno, der junge schone Anabe, den der Herr vor Jahren irgendwo im heiligen Lande aufgefunden. Den Vorhang hat er vor seinen Sitz gezogen; so lauert er im Versteck, geschützt durch die purpurnen, seidernen Falten. Ganz in sich zusammengezogen hat er sich. Er verstopft mit den Fingern die Ohren und schaut jammervoll ins Leere.

„Ich kann nichts hören von ihm und nichts sehen,“ flüstert er vor sich hin. „Ich kann, ich kann seine schreckliche Stimme nicht mehr anhören. Ich kann seine bösen Augen nicht mehr sehen, ich kann nicht. Hilf mir doch, Gott, ich wollte ja gern neben ihm an der Seite sitzen und seine heiße Stirn kühlen, aber ich mag nicht, ich kann nicht. Ist es mir doch, mein Herz erstarre im Versteck, wenn ich nur von weitem seinen Schritt höre. Und doch ist es Sünde. Er hat mich ja vom Tode errettet, er hat mich nähren und kleiden lassen; er hat mich pflegen lassen und unterrichten, er ist mein Wohlthäter, mein Erlöser, und doch — ich kann nicht. Ich bin ein Un dankbarer, ich bin ein Ungehöriger, ich weiß es, ich bereue, aber nein, ich kann ihn nicht leben — ach — und plötzlich hebt der Anabe den Kopf, es ist wohl gar nicht wahr, doch er leidet. Vielleicht — gewiß — tut er nur so. Wie könnte doch irgend etwas auf Erden ihn bezwingen! Geknecht hat er meinen lieben kleinen Falken zertreten; hat der sich etwa gewehrt? Du armes Vögelchen du! — Heute morgen hat er den alten Markus ins Gesicht geschlagen; hat der sich gewehrt? Die Hand geküßt hat er dem Herrn. — Und vorher den Kaplan, der heilige Mann? Aus dem Gemach ist er geflohen, und die Diener mit ihm. — Alles kann der Herr, was er will. Menschen und Tiere sind ihm untertan. Er ist der Herr, o der große, herrliche Herr. — Aber was hat heut die Wahne Werta gesagt, was hat sie mir ins Ohr geflüstert? „Der Herr will dem Tod entfliehen, darum müssen wir von Ort zu Ort und endlich gar hier hinauf, in Eis und Schnee; doch sieh nur zu — sich zu; hier packt er ihn, der Tod.“ Wahnsinn! Morgen schon steht der Herr wieder aufrecht — und was dann mit mir? Er hat gewünscht, mich zu sehen, und ich habe mich verborgen, wohin, wohin soll ich entfliehen? —

Anno schaut aus dem Fenster, Todesangst in den Augen.

Allmählich wird sein Blick fester. Staunend schauen jetzt die Augen. Noch nie haben sie Wehliches gesehen.

Rein, solche Helle, solche Helle haben sie nie gekannt. Weiß liegt der Schnee, kalt. Doch Sonne ruht auf ihm, leuchtender Sonnenschein. Daß, soviel Licht nur möglich ist!

Die Schatten sogar sind Licht; fast muß man noch vor ihnen die Augen schließen. Schwarz wie die Nacht sind die Hütten da drüben. Auf den Dächern liegt Schnee, glatt und bestimmt, als hätte ihn ein Messer gestrichen und geschritten. Dahinter hebt sich der Abhang wandförmig empor, haarig von zarten, bräunlichen Wäulen. Oben drüber türmt sich ein köstliches Felsenhaus in den blauen Himmel empor.

Schnell zieht Anno den Kopf zurück und senkt die Wimpern. Es ist ihm, als müßte der himmelhohe Felsenberg im nächsten Augenblick niederbrechen.

Doch Welch sonderbares Geräusch aus der Tiefe herein! Es ist ihm, als müßte der himmelhohe Felsenberg im nächsten Augenblick niederbrechen. Doch Welch sonderbares Geräusch aus der Tiefe herein! Es ist ihm, als müßte der himmelhohe Felsenberg im nächsten Augenblick niederbrechen.

Und wie der Anabe den Kopf aus dem Fenster beugt, sieht er das Fläschchen.

In der Tiefe fließt es dem geraden Rand der Schneefläche entlang. Leuchtend biegt sich der Schneerand, von lichtblauen Schatten durchstreift, zum Wasser hinab. Wie dunkel das ist, und doch durchsichtig, lauterer Glas. Den grünen Sand seines Grundes sieht man; zwischen braunen, gelben und grauen Steinen liegt er gebettet. So lauter das Wasser, und doch so schwarz neben dem leuchtenden Schnee, grünlich, rötlichschwarz, blau und braunschwarz, schillernd wie ein Fisch und ebenso hurtig. Geschmeidig sich schlängelnd schwellen die Wellen dahin über Kiesel und Sand. Zwei, dreimal stoßen sie an. Dann verbreiten sie ein weißschäumendes, schimmerndes Geflüster und gleiten mit tausend silbrigen Kalmundchen eilends hinweg. Ein paar Steine runden sich über die Flut hinauf. Sie tragen einen weichen Schneehut, und drunter — Annos Augen laden vor Freude — unter dem Hut einen breiten Kranz von Eis, gleitendem Eis. Wie einer feinen Mädel Hand ist es fränslich ausgehöhelt. Durch das gleichende Glas sieht man Wellen dahingleiten, so schnell, so schnell, eilenden dunklen Fischen gleich. Nicht eine hält an. Immer neue gleiten und schwellen und eilen dahin, lebende, lebende — Da — ein Krachen.

Anno schreit zusammen. Was ist? Was ist? — Von der breiten Mädel Hand ist ein Stück abgebrochen. Die Wellen treiben es weiter, hurtig, so hurtig, klirrend höft es an — klirrend noch einmal, dann ist's verschwunden. Neue Wellen eilen und schwellen und gleiten — Weit aus dem Fenster beugt sich der Anabe. Wie schön! Wie schön! — Er schlägt lachend die Hände zusammen. Wie das Blat schaff, das Wasser! Wie das sich drehet!

Mit einemmal durchschießt ihn ein Schreden. Hat jemand gerufen? Wir schaut er zurück in sein Versteck. Ein schweres Geräusch schließt heran, dringt lauter und lauter herein. Er lüftet den Vorhang und schaut ins Gemach, wie im Traum.

Not brennen drei Lichter neben dem Bett. Unter ihrem Schein wälzt sich der Herr schwer hin und her. Zahl ist nun sein Gesicht und aus der auf- und absteigenden Brust und dem hängenden Munde tönen räuchernde Atemzüge. Im Dunkel knien Diener und Dienerrinnen, haben die Hände verkrampft, starren auf den Herrn und murmeln Gebet um Gebet.

„Gott hilf, o hilf, er stirbt!“ Er muß hin, vor dem alle Geschöpfe erbeben; er muß hin, der sie alle bezwingen, der sie gequält, der sie gepeinigt, der Allgewaltige muß sterben.

Anno lauert auf das Köcheln; jetzt muß es enden — jetzt — jetzt — Und wenn es endet, dann wird keiner mehr atmen ringsum. Dann wird der Tod niederschmettern auf sie alle, auf die Burg, auf die Kriegsmächte, auf die Diener und Mägdlein, auf alles, was lebt. Wenn der Herr hin muß, der Gewaltige, dann stirzt die Erde zusammen.

„Darum beten sie —“ denkt der Anabe, „darum.“ Er zieht die Hände unter sich, preßt die Augen in die gefalteten Finger und flüstert Gebete um Gebet. Doch immer lauert er dabei, lauert auf

das Köcheln, das schwere Köcheln... „Du heilige Mutter, bitte für uns, bitte für uns, du heilige Jungfrau, bitte für uns —“

Und die murmelnden Stimmen draußen werden leiser, und das Köcheln wird schwächer, immer schwächer... ein Aufschließen — Und nun Totenruhe.

Der Anabe lauert und lauert — kein Leben mehr — kein Köcheln mehr. — Alles ist tot.

Doch eine Stimme raunt noch in seinen Ohren, eine rauschende, unablässige Stimme — Schicksal, Schicksal — Schicksal — Schicksal — als mahne einer unaufrichtig — Anno steht auf, unhörbar, schaut aus dem Fenster, ungläubig — und sein Herz pocht laut —

Sonnenchein auf dem Schnee, und zwischen den leuchtenden Schneerändern das Fläschchen, eilend, dunkel. Die Wellen gleiten und schwellen, von silbrigen Kalmundchen gekrönt, schlüpfen dunkel dahin unter dem gleitenden Eis. Anno schreit auf.

Mägdlein und Knechte schreien auf aus der Starre, lassen den Toten liegen, stürzen herbei, schließend den Vorhang zur Seite. Da steht der Anabe, Sonne auf dem geröteten Antlitz, und zeigt in die Tiefe. Sie drängen sich und spähen, aneinandergepreßt. Und sie sehen das Fläschchen, auch sie sehen sein Eilen und Drängen. Keine einzige Welle hält an, keine einzige jagert, nun, da der Gewaltige hin ist. Die Wellen eilen und schwellen und gleiten, heute wie gestern und immerdar. Schicksal —

## Und dann...?

von Anna Wahlenberg. Aus dem Schwedischen.

Dämmerung herrschte in dem Wohnzimmer, das nur von einem Kaminfeuer beleuchtet wurde. Aber das flammte auch munter auf und warf seinen flackernden Schein auf Lena, die fünfzehnjährige Tochter des Hauses, und auf ihren Gast, die drei Jahre ältere Base Astrid.

Die letztere saß auf einem niedrigen Stuhl etwas abseits vom Kamin, während Lena in halb liegender Stellung auf einem großen, weichen Schemel mitten davor kauerte und, die Arme auf Astrids Stuhllehne gestützt, den Kopf in die Hände gedrückt, die Base mit weit offenen, ängstlichen Augen betrachtete und jede Szene der Geschichte vor sich zu sehen schien, die Astrid erleben erzählte.

Es war aber auch etwas Interessantes! Ein ganzer Roman. Uebrigens nicht der erste, den Astrid erlebt hatte. Das wäre gar zu wenig für ein so hübsches, gekleidetes Mädchen. Aber er war der ernsteste von allen, und sie konnte nicht leugnen, daß sie selbst endlich verliebt war. Während sie das Feuer ab und zu mit der jungen Base schürte, berichtete sie bis auf die kleinste Einzelheit, wie es zugegangen war, als er um sie geworden hatte. Und Lena lauschte gespannt, nur ab und zu eine kurze Frage flüsternd: „Was sagte er da?“ Oder: „Was sagtest du da?“

Aber als Astrid ihre Geschichte mit dem Bericht schloß, daß ihr Verehrer ihr Spitzentuch gekannt, er geküßt, sie gebeten habe, es behalten zu dürfen und die Erlaubnis hierzu bekommen hätte, da gab Lena unwillig ihre lachende Stellung auf und erklärte, das hätte sie ihm nie gestatten dürfen. Es erregte sie im höchsten Grade, daß sein Sieg so leicht gewesen war. Der Roman hätte ja viel länger und viel spannender werden können. Sie würde nicht so nachgiebig sein, nie! Sie wußte, wie man die Herren Kavaliere zu behandeln hätte.

„Du?“ fragte Astrid erstaunt und entrückt, daß ein so junges Ding ihr Verhalten so betrieffen wagte. „Du solltest lieber nicht von Dingen sprechen, die du nicht verstehst, liebe Lena.“

„Die ich nicht verstehe...“ Die fünfzehnjährige junge Dame sehte sich würdevoll auf ihrem Schemel zurecht, faltete die Hände um die Knie, warf ihrer Base einen langen, scharfen Blick zu und sah sehr geheimnisvoll aus.

„Wahrscheinlich schon einmal verlobt?“ fragte Astrid spöttisch und verzog die Lippen zu einem überlegenen Lächeln.

Lena zog die Knie hoch, kauerte sich darüber und blickte in die Flamme, als denke sie an etwas Angenehmes, das lebendig vor ihrem Innern stand.

„Was war an einem Abend...“ Sie unterbrach sich und begann von neuem.

„Über sage, liebt dich wirklich einer?“

„Es sah fast aus, als sei Lena im Begriff, mit dem Kopf zu nicken, doch sie tat es noch nicht.“

„Ach, erzähle doch.“

„Es ist nichts,“ sagte Lena lässig, aber in einem Ton, als hätte sie etwas sehr Interessantes zu berichten, wenn sie nur wollte.

Astrid ließ sich jedoch nicht abhangeln.

„Wer ist es?“

„Das ist ja gleichgültig, du kennst ihn doch nicht.“

„Bist du sehr verliebt in ihn?“

„Ach, nicht arg... Ich weiß übrigens nicht...“

„Ist es Klas Lönnholm?“

„Klas Lönnholm! Ein Gymnasiast! Ein Schuljunge! Na, ich danke!“ Nie würde ihr eine solche Resalliance in den Sinn kommen.

„So will ich dir sagen, wer es ist,“ meinte Astrid bestimmt.

„Das kannst du nicht.“

„Antel Westmark, der alle Sonntag herkommt.“

„Antel Westmark...?“ Lena brach in ein so erschütterndes Gelächter aus, daß sie beinahe der Länge nach zu Boden gefallen wäre. Astrid hielt sie fest und wies flüsternd auf die Schlafzimmertür. Lena schreie ja so, daß sie womöglich ihren Vater aus seinem Mittagschlummer weckte. Ein wenig erschrocken blickte die Tochter bei dieser Ermahnung zur Tür, dann aber begann sie von neuem zu lachen, wenn auch etwas gedämpfter.

„Antel Westmark, der im März neunundvierzig Jahre alt wird! Ich bin doch noch nicht ganz verrotzt!“

„Nun, dann weiß ich aber ganz gewiß, wer es ist,“ beteuerte Astrid wieder, nach Lenas Kopf und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Aber Lena rief sich mit einer raschen Bewegung ihres dunklen kleinen Köpfes hastig los.

„Er ist nicht Kommis,“ sagte sie mit Nachdruck.

„Ja, aber er expediert doch...“

„Nur um das Geschäft zu erlernen. Sein Vater hat ein großes Haus in Kungälfors, und seine Schwester nimmt Gesangstunden.“

„Nun, was ist er denn sonst?“

fragte Astrid mit einem vergnügten Lächeln über ihre wohlgeputzte Wirtin und lehnte sich vornehm ein wenig zurück.

„Er ist... er ist... nun es ist ja ganz gleich, was er ist,“ antwortete ihre junge Wirtin.

Sie schwiegen einen Augenblick. Lena schien nicht recht geneigt zu weiteren vertraulichen Mitteilungen, und Astrid überlegte, wie sie sie dazu ermuntern sollte. Sie beugte sich wieder vor und sehte ihr Kreuzverhör fort.

Ob sie sich häufig getroffen hätten. — Wie sie miteinander bekannt geworden wären. — Was er gesagt hätte.

Doch Lena antwortete einflüsternd mit einem „Oh!“ oder „Ach, Unfsinn!“

Schließlich konnte sie aber doch nicht länger widerstehen. Die Versuchung war zu groß, endlich einmal laut aussprechen zu können, was sie Tag und Nacht dachte, und es lag auch etwas so Erhebendes darin, daß man eine Geschichte zu erzählen hatte. Sie wurde dadurch gleichsam zur Altersgenossin Astrids, die man ja bereits als eine erwachsene Dame betrachtete.

Und so begann sie.

Die Buchhandlung, in der er war, lag so nahe bei der Schule, daß die ganze Klasse dort ihre Bücher, Hefte und Federn kaufte. Aber am artigsten war er stets gegen Lena, ja er vernachlässigte die andern um ihrewillig, und kam sie je einmal allein, so sprach er sogar von Romanen, die er ihr zu lesen empfahl. Er fand, junge Mädchen müßten mit ihrer Zeit mitgehen, und er wollte ihren Eltern eine Anzahl Bücher zur Ansicht schicken.

Dann hatte sie sich einmal auf der Eisbahn getroffen. Valfrid Borg hatte ihn ihr zugeführt. Er lief wie ein Preisgekrönter, und sie tanzten Walzer und Française miteinander.

Seitdem war er jeden Donnerstag und Montag nachmittag — da hatte er frei — auf der Eisbahn, schmolte ihr stets die Schlittschuhe an und lief mit keiner so viel wie mit ihr.

„Und dort auf der Eisbahn hat er dir gesagt, daß er dich liebt?“ fragte Astrid, die den Prolog etwas lang fand und gern zu dem interessantesten Teil der Geschichte gelangen wollte.

Lena erzählte schließlich, trotz des starken Feuerlebens, der auf ihrem Antlitz lag.

„Ja, er sagte nicht gerade... verheißt du... Aber...“

„Nun, was sagte er denn...“

Lena zog die Knie hoch, kauerte sich darüber und blickte in die Flamme, als denke sie an etwas Angenehmes, das lebendig vor ihrem Innern stand.

„Deshalb schluchzte sie so unaufrichtig.“

„Es war an einem Abend...“ Sie unterbrach sich und begann von neuem.